

BUCHBESPRECHUNGEN

Manfred Frank: *Selbstgefühl: Eine historisch-systematische Erkundung*, 279 S., Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 2002.

Die Theorie des Selbstbewusstseins, wie sie in der klassischen deutschen Philosophie, aber auch in der Phänomenologie und in der analytischen Philosophie ausgearbeitet worden ist, wird größtenteils immer noch als ein „theoretisches“ Unterfangen verstanden, in dem grundlegende Aspekte des Selbstbewusstseins als ein Problem expliziten oder impliziten *Wissens* und Propositionen verstanden wird. Dieser teilweise limitierten Diskussion wird nun begrüßenswerterweise durch die Studie zum Selbstgefühl, die Manfred Frank vorgelegt hat, ein weiterer Aspekt hinzugefügt. Der Text, wiederholend und vorweisend, führt die bestechend gebildeten und systematischen Untersuchungen, die Frank zuvor zum Deutschen Idealismus bis hin zur Analytischen Philosophie über das Problem des Selbstbewusstseins veröffentlicht hat, weiter. Frank greift in der neuen Publikation auf drei Gruppen von Autoren zurück: (1) auf Autoren des 18. Jahrhunderts, darunter im Sinne der von Henrich initiierten „Konstellationsforschung“ viele unbekannte Theoretiker, (2) auf Autoren der Frühromantik, insbesondere Novalis, sowie (3) auf Denker, die eher gegenwärtigen Debatten zuzurechnen sind, darunter vor allem Sartre und Autoren aus der analytischen Philosophie. In einem re-

flexiven Durchgang durch die verschiedenen Aspekte des Themenfeldes Gefühl und Selbstbewusstsein versucht Frank sich dem Problem des Selbstgefühles in Form von fünf „Exkursen“ anzunähern.

Erstaunlicherweise, wie Frank in einem ersten einleitenden und das Problem eröffnenden Teil ausführt, taucht der Begriff des Gefühls schon in Fichtes Schriften an zentraler Stelle auf, nämlich als der Versuch, das Fühlen in einem generellen, vom Empfinden abgekoppelten Sinne, als ein *Selbstfühlen* zu verstehen. Fühlen ist in erster Linie nicht als ein wie auch immer zu verstehendes Weltverhältnis zu untersuchen, sondern vielmehr als ein selbstaffektives Verhältnis zu begreifen, in dem das Subjekt *sich* fühlt, d. h. in seiner Beschränktheit *existiert*, und daher im Fühlen zu sich kommt. Das wird dann von Hegel aufgenommen und in den erweiterten Begriff des Selbstbewusstseins integriert. Dennoch, wie Frank anmerkt (35), das Fühlen hat bei Fichte letztlich nur einen untergeordneten Stellenwert, da die Bestimmung des Fühlens sich an die Bestimmung des Ichs *anschließt* und aus ihm abgeleitet wird, aber es nicht vollständig ausmacht. Das ändert sich nach Frank radikal mit Novalis, für den das Selbstgefühl zu der „Existenz-Erfahrung“ (39) *per se* avanciert. Damit verliert das Fühlen den Status des Produziertseins durch das absolute Ich. Es avanciert vielmehr zu der Schlüsselkategorie innerhalb der Theorie des Selbstbewusst-

seins, die nun aufgefordert ist, die epistemologischen mit ontologischen Fragen zusammenzuschließen. Frank kommt am Ende des Buches zu dem Schluss, dass die meisten Autoren schließlich „doch nicht erklären, wie beide zusammengehören“ (218). Nach den einleitenden Reflexionen über den Status des Fühlens bei Fichte und Novalis geht Frank über zu einer sorgfältigen Rekonstruktion der Debatte über das Fühlen im ausgehenden 18. Jahrhundert, aufbauend auf Fragen, die sich in Kants *Kritik der reinen Vernunft* finden.

Die beiden Exkurse, die Frank anbietet zum Problemfeld „Selbstgefühl und innere Selbeobachtung,“ sind größtenteils Wiederholungen von Problemstellungen, die er in anderen Texten bereits abgearbeitet hat, und nach eingehender Erkundung weist Frank auch im vorliegenden Text das Reflexionsmodell des Selbstbewusstseins ab. Selbstbewusstsein kann weder als innere Wahrnehmung noch als die Leistung eines „inneren Sinnes“ verstanden werden (109), wie Frank im Rekurs auf verschiedene Autoren des britischen Empirismus nachweist. Dem stellt er mit Shoemaker, aber auch mit Fichte und Brentano entgegen, dass Selbstbewusstsein als ein Bewusstsein anderer Ordnung verstanden werden muss, das (1) präreflexiv ist und (2) dessen Relata nicht im Sinne einer Relation aufeinander bezogen sind (133). Dieses nicht-propositionale Wissen entgehe daher, wie der Autor mit Lewis schlussfolgert, jeglichem Welt-Wissen (139). Nach einigen Umwegen kehrt Frank zum engeren Thema mit zwei Exkursen zu

Heydenreich („Psychologe“ des ausgehenden 18. Jahrhunderts) zurück, die auch zu Schleiermachers Theorie des Selbstgefühls, die dieses als ein absolutes Abhängigkeitsgefühl deutet. Im Gegensatz zu Fichte, der – wie Frank meint – das Sein aus dem Ich ableiten will, führt Schleiermacher alle Positionen des ausgehenden 18. Jahrhunderts zusammen und koppelt die These von der „Ungegenständlichkeit oder Präreflexivität“ mit der These von der Seinsabhängigkeit des Ich (194f.). Selbstbewusstsein ist, in anderen Worten als *unmittelbare* Kenntnis seiner selbst im Sinne einer absoluten Abhängigkeit zu denken, das von einem Mangel durchzogen ist, sobald das Ich auf diese Kenntnis zu reflektieren beginnt (197). In einem weiteren Schritt analysiert Frank Tetens' Ausführungen zur Sache, bevor er schließlich zu einem seiner bevorzugten Autoren übergeht, nämlich Sartre (im Bezugsrahmen von wiederum anderen Autoren...). Dabei ist die These einer Unmöglichkeit eines „second order Modell der Apperzeption“ (209) leitend. Frank schreibt: „Was nicht im reflektierten Phänomen selbst liegt, lässt sich auch von der nachfolgend reproduzierenden Erinnerung oder Reflexion darin nicht entdecken“ (209). Ein wie auch immer geartetes dunkles Selbstgefühl, wie es Tetens annimmt, ist daher nach Frank (mit Sartre) in sich als durchsichtig zu denken. Ein dunkles Fühlen des Selbst, wie auch immer geartet, muss *in sich* klar sein. Das Bewusstsein *von* einem Dunklen lässt den Schluss auf ein „dunkles Bewusstsein“ nicht zu. Das Selbstgefühl, so Frank, muss daher –

wenn überhaupt – als ein präreflexives „Phänomen“ verstanden werden. Sartres Unterscheidung von nicht-setzendem und reflexiven Bewusstsein ist allen anderen Ansätzen überlegen und – wie Frank ausführt – wird von analytischen Autoren wie Shoemaker, Block und Tye bestätigt (210-218). Frank kommt jedoch am Ende zu dem Schluss, dass mit dieser Aufhellung des Problems Novalis' Zusammenschluss der ontologischen mit der epistemischen Frage noch nicht aufgeklärt ist.

Franks eigener Lösungsversuch („Novalis mit Sartre und Schelling“) sieht folgendermaßen aus: der Gedanke des *cogito* impliziert Existenzbewusstsein. Da, wie zuvor bewiesen, das *cogito* präreflexiv sich bekannt ist und dieses Bekanntsein nicht im Sinne von Substanz, sondern von „Nichtigkeit“ (235) – Bewusstsein ist *nicht* das, wovon es Bewusstsein ist – bestimmt ist, folgt nach Frank, dass „das Sein des Bewusstseins nicht sein eigenes Sein sein kann, dass Bewusstsein vielmehr parasitär auf einem Sein aufruht, das nicht es selbst, auf das es aber vorstellend gerichtet ist“ (235). Dazu ist zweierlei anzumerken: interessanterweise taucht der Begriff „Selbstgefühl“ in Franks systematischen Ausführungen nicht mehr auf, was zweitens zu der Frage führt, inwieweit sich Franks Lösung noch von Fichtes unterscheidet, der dem „Ich“ im Sinne einer reinen Tätigkeit auch kein „Sein“ zuspricht, d. h. behauptet, dass Selbstbewusstsein nicht *Nichtsein* ist, sondern „nicht *Sein* ist“ (Frank lehnt dies ab, vgl. 249). Es scheint mir in der Tat so zu sein, dass jede Referenz auf ein Gefühl, in dem etwas zur Gegebenheit kommt, bereits

die von Frank nicht zugelassene Dualität voraussetzt und daher Novalis' Lösungsversuch nicht überzeugend ist. So muss Franks großangelegtem Versuch entgegengehalten werden, dass ein Gefühl als Gefühl immer analysierbar ist. Die Aussage, dass „Abhängigkeit“ im Spiel ist, ist bereits eine *begriffliche* Analyse dessen, was als unanalysierbar behauptet wird. Auch bleibt offen wie das „innere Licht“ der Nichtigkeit des Bewusstseins zu denken ist. Ein Hinweis auf Hegels Kritik an jeglicher Form von Unmittelbarkeit „im“ Bewusstsein (was schon eine Vermittlung ist) scheint mir nicht völlig fehl am Platze zu sein.

Franks großartige Untersuchungen bringen das Kunststück zustande, eine breite historische Analyse mit gegenwärtigen und vergangenen systematischen Fragen so zu verbinden, dass man den historischen Abstand aus den Augen verliert. Im vorliegenden Text nimmt die historische Aneinanderreihung und Konstellation von Aussagen unzähliger philosophischer Autoren, vor allen Dingen des 18. Jahrhunderts, jedoch manchmal Überhand, so dass man die eigentliche Frage aus den Augen zu verlieren droht. Auch wundert man sich, dass Frank phänomenologische Ansätze nicht weiter in Betracht zieht. Heideggers Beschreibung von Affektivität in *Sein und Zeit* wäre ebenso in Betracht zu ziehen wie Levinas Beschreibung des empfindenden Subjekts in *Totalität und Unendlichkeit*, oder auch psychologische Ansätze, die im Anschluss an Heidegger entwickelt wurden. Man muss mokieren, dass die Spannweite der menschlichen Affek-

tivität nicht einmal erwähnt wird, sondern Fühlen und Gefühl letztlich doch auf ein rein *epistemologisches* Problem und auf das Problem einer *idem Identität* reduziert wird. Es ist aber offen, ob es Sinn macht, von einem „Gefühl“ zu sprechen, wenn damit schon ein epistemischer Sprachgebrauch gemeint ist. Wenn das Fühlen auch die ontologische Dimension umschließt, wie Frank behauptet, dann scheint es mir wiederum zu kurz gegriffen, die ontologische Dimension im Sinne eines bloßen Dass-Seins zu verstehen. In der Tat ist hier die temporale Deutung, die Heidegger vorgelegt hat, überzeugender als Franks obsessive Versuche, das Thema immer wieder mit Werkzeugen, die am Ende doch *rein epistemologisch* sind, in Angriff zu nehmen. Insgesamt gesehen aber kann sich diese Kritik nicht mit dem bewundernswerten Scharfsinn des Autors messen. Man muss hoffen, dass der Anstoß, den Frank mit der vorliegenden Publikation in der Selbstbewusstseinsdebatte vorlegt, diese aus einer gewissen Übertheoretisierung herausführt. Der Text birgt für jeden, der mit dem Problem von Bewusstsein im historischen wie systematischen Sinne beschäftigt ist, eine Unzahl von neuen Einsichten in alte Problemfelder.

Christian Lotz, Lawrence

Reinhard Brandt: *Universität zwischen Selbst- und Fremdbestimmung. Kants „Streit der Fakultäten“.* Mit einem Anhang zu Heideggers „Rektoratsrede“, 210 S., Akademie-Verlag, Berlin 2003.

Kants Schrift vom *Streit der Fakultäten* von 1798 verdient und fordert es gleichzeitig, auf ihre gedankliche Leitidee hin befragt zu werden. Ohne eine Reflexion auf den verbindenden Gedankengang findet man, so Kant, „drei, in verschiedener Absicht, auch zu verschiedenen Zeiten, von mir abgefaßte, gleichwohl aber doch zur systematischen Einheit ihrer Verbindung in einem Werk geeignete Abhandlungen“ (AA VII, S. 11). Das Werk beginnt mit der Wiedergabe von Kants Briefwechsel mit den staatlichen Instanzen in Sachen angeblich religionskritischer Äußerungen Kants und endet mit Kants Bitten um leserfreundliche Gestaltung von Drucksachen insbesondere im Interesse älterer Leser – ein Leitfaden ist nicht leicht zu erkennen. Zusammengehalten wird Kants Text zunächst durch die Fakultätenstruktur der traditionellen Universität, die Kant im ersten Abschnitt eingehend vorstellt und dann durch drei Streitfälle führt, deren systematische Gleichrangigkeit im Aufbau des Textes jedoch nicht ersichtlich ist. Kant erwägt dabei auch, ob die traditionell untere Fakultät, die philosophische, nicht „dereinst“ mit den oberen, also der theologischen, der juristischen und der medizinischen, den Rang tauschen werde oder solle.

Reinhard Brandt stellt in seiner Arbeit zu Kants *Streit der Fakultäten* ausdrücklich die Frage nach dem Leitfaden von Kants Abhandlung und zeigt, daß, sobald dieser tatsächlich entdeckt ist, Kants Schrift in mehrerer Hinsicht eine machtvolle Argumentation entfaltet: Sie erweise sich als „Systemteil der Kantischen Metaphysik“